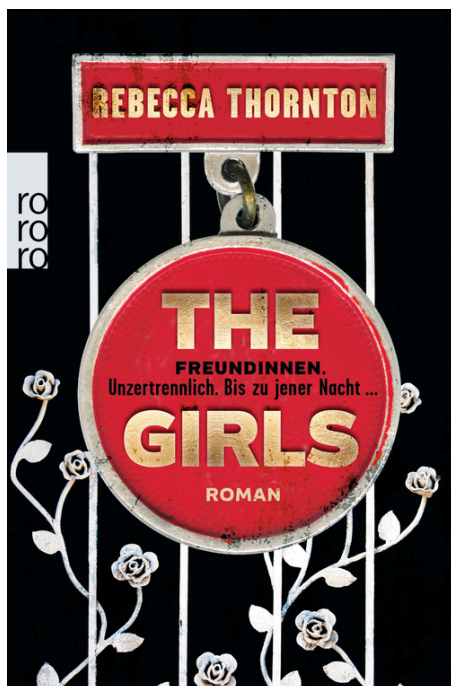


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27232-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Rebecca Thornton arbeitet als Journalistin und leitet eine Online-Werbeagentur. Sie war u. a. als Redakteurin für eine Kunst- und Kulturzeitschrift in Jordanien tätig und erstattete Bericht aus dem Kosovo, aus London und dem Mittleren Osten. «The Girls» ist ihr Debütroman. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen in London.

Rebecca Thornton

**The Girls**

Freundinnen. Unzertrennlich. Bis zu jener Nacht ...

Roman

Aus dem Englischen von Tobias Schumacher-Hernández

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem  
Titel «The Exclusives» bei Bonnier, London.

Deutsche Erstausgabe | Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek  
bei Hamburg, September 2016 | Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg | «The Exclusives» Copyright © 2015 by Rebecca Thornton  
| Redaktion Inka Marter | Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula  
Schmidt | Umschlagabbildungen Miguel Sobreira / Arcangel; Interfoto / TV-  
Yesterday | Satz Garamond PostScript, bei Dörlemann Satz, Lemförde | Druck  
und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany | ISBN 978 3 499 27232 5

## Jordanien, 2014

Alles veränderte sich, als ich das Abzeichen bekam. Ich hatte es nur vier Monate lang, aber ich trug es die ganze Zeit, direkt über meiner linken Brust. Blutrot, mit goldener Schrift: *Schulsprecherin*.

Vier Monate, mehr brauchte es nicht. Vier Monate mit diesem blöden Abzeichen. Und jetzt, so viele Jahre später, stelle ich mir vor, wie ich meinen Kollegen bei einer Tasse Kaffee erzähle, was mit Freya passiert ist, während der Staub der archäologischen Ausgrabung unsere Lungen kitzelt.

*Du warst einfach jung*, würden sie vielleicht sagen und dabei lachen.  
*Jung, naiv und dumm*.

Jung ja. Dumm nicht.

Aber ich würde in ihr Lachen einstimmen und sagen *Ja, ja, das war ich*. Als könnten Worte den Schmerz lindern, der in meiner Brust gärt. Ich würde es ihnen trotzdem nicht erzählen können. Natürlich nicht.

In der vergangenen Nacht hat sich Freya gemeldet, nach achtzehn Jahren ohne Kontakt.

Sie kommt nach Amman. «Geschäftlich», wie sie schreibt. Die E-Mail kam, als ich gerade zu Bett gehen wollte, abgekämpft und erschöpft von der Ausgrabung. Mein Computer machte Ping, und da war ihr Name, in kalter, schwarzer Schrift: *Freya Rogers*. Ich wollte die Mail sofort löschen, aber meine Hände klebten wie zementiert an meiner Brust. *Was will sie von mir?* Zwei Minuten später klingelte mein Handy, ein grüner Lichtschein auf meinem Bett. *Mein Gott, das ist sie auch*, dachte ich. Natürlich war sie es nicht. Fast niemand hatte meine Nummer, aber plötzlich war Freya überall. In den gelb gestrichenen Wänden, dem Spiegel mit dem abgenutzten Holzrahmen, sogar in dem Gelächter, das von unten heraufwehte. Ich ging ins Badezimmer, bevor ich die Mail öffnete, betrachtete mein Spiegelbild, von ganz nah, aber alles, was ich sehen konnte, war Freya. Ihre Schönheit. *Ich komme zurück*, hatte sie einmal gesagt. «Nein», antwortete ich dem Spiegel. «Nein, tust du nicht.»

Zurück im Zimmer, brachte ich den Mut auf zu lesen, was sie geschrieben hatte. Die Mail zu sehen war komisch. Ich war ihre kleine,

ungelenke Handschrift gewohnt, die zum Ende der Zeile immer schräger wurde. Früher war sie Freya Seymour, und ich denke daran, was sie noch alles war: sommersprossig, blond, mit Beinen und Haaren, die durch den ganzen Raum wirbelten, und einem Lächeln, das einem das Herz hüpfen ließ. Ich musste die E-Mail fünf- oder sechsmal lesen, und selbst dann konnte ich mir keinen Reim darauf machen. Ich konnte immer noch keinen Atemzug tun, mein Kopf war taub vor Angst.

Josephine,

ich hoffe, es geht dir gut. Ich bin nicht sicher, ob das immer noch deine E-Mail-Adresse ist. Ich habe von Verity gehört, dass du zurzeit in Amman lebst. Sie hat deinen Namen in der Times gelesen, und ich werde in ein paar Monaten nach Jordanien kommen, um ehrenamtlich eine Schulung zu geben. So viel Zeit ist vergangen, und ich hoffe, dass du mich treffen magst. Ich weiß, das kommt jetzt aus heiterem Himmel, aber ich hoffe, du sagst ja, trotz allem, was passiert ist. Ich muss dich wirklich sehen. Ich weiß, dass deine Ausgrabung ein Jahr dauert, also lass mich wissen, ob du im September da bist.

Freya Rogers, geb. Seymour

Freya *muss* mich sehen? Und hat es für nötig befunden, mit ihrem Ehenamen zu unterzeichnen? Bestimmt will sie mir zeigen, dass sie sich weiterentwickelt hat, dass sie nicht mehr das Mädchen von damals ist.

Und selbst jetzt, einen Tag später, während die Sonnenstrahlen meine Haut austrocknen und meine Kollegen um mich herum graben, wiederhole ich in Gedanken ihre Worte. Verity. Verity Greenslade: ehemalige stellvertretende Schulsprecherin. Ich denke immer noch gern, dass alles ihre Schuld war, aber natürlich stimmt das nicht. Und dann kapiere ich, dass die beiden immer noch Freundinnen sind, und die Sonne macht mich fertig, und ich muss mich hinlegen. Ich knülle einen stauartigen Arbeitskittel zusammen, lege ihn unter meinen Kopf und strecke mich auf einem großen Felsen aus. *Freya – was würde ich zu dir sagen? Und was willst du von mir?* Ich streiche meinen Overall glatt, ziehe die Handschuhe aus und lege sie neben mich. Meine Hände sind kalt und

trocken, und ich fühle mich, als würden meine Eingeweide verrotten. Der Schatten eines Kollegen fällt auf mich.

«Bist du okay?»

Ich schaue blinzelnd nach oben. Es ist Jeremy, unser Praktikant. «Klar», antworte ich. «Mir geht's großartig. Ich will mich nur eine Minute abkühlen.» Ich schließe die Augen, damit er weggeht, und er zieht ab. Hinter meinen Lidern entsteht ein perfektes Bild. Ich sehe Wendell Abbey bis auf den letzten, dunklen Stein. Ich sehe diesen abstoßenden Wasserspeier mit dem aufgerissenen Maul, der an der Ecke der Schulkapelle hockt – Freya und ich haben immer so getan, als würden wir ihn küssen. Und ich sehe den lockeren Stein, hinter dem wir uns codierte Nachrichten hinterließen. Zettel, mit denen wir uns gegenseitig in einen abgelegenen Teil des Waldes dirigierten, wo die andere wartete, eine Zigarette in der Hand.

Ich atme erleichtert aus. Die Erinnerungen sind nicht immer so. In der Regel kommen sie, wenn ich sie am wenigsten erwarte, und strömen ungehindert aus meinem Unterbewusstsein. Wenn ich zum Frühstück eine Orange schäle, erscheint Freyas Gesicht. «Hier», sagt sie dann in ihrer Schulsportkleidung. «Letztes Orangenstück. Nimm. Ich habe es für dich aufgehoben.» Und manchmal ist da nur ein Gefühl von ihr: eine unterschwellige Unruhe. Aber es gibt eine bestimmte Erinnerung, die immer wiederkommt. Auf die ich mich beinahe verlassen kann. Das Funkeln einer Münze. Die kleine spanische Pesomünze, die sie auf den Schnürsenkel ihres Stiefels zog. «Das sind meine Glücksbringer», sagte sie. «Die Münze und du.» Das Bild ihrer Armeestiefel ist auch sehr klar. Sie trug sie immer, wenn wir ausgingen. Die abgewetzten Kappen, die kleinen leuchtenden Perlen; ihre Waden verschwanden fast in den Schuhen. Und dann, ohne Vorwarnung, verändert sich das Bild. Ich sehe sie vor mir bis ins kleinste Detail, der Mund verzerrt, die Augen gerötet. Sie kommt auf mich zu. Ich kann ... mich nicht mehr an alles erinnern. Nur an den Teil, als Freya herausfand, was ich getan hatte. Ihr Gesicht. Mein Gott.

Ich stehe auf, kann nicht länger liegen bleiben – meine Gedanken brauchen Bewegung. Wie kann sie es *wagen*? Nach so langer Zeit, gerade wenn ich am anderen Ende der Welt bin. Ich hebe meinen Spaten

auf, halte den Griff so fest, dass meine Finger taub werden. Ich lasse ihn fallen und hebe stattdessen einen Stein auf, der zwischen zwei Felsen liegt. Ich drücke fest zu. Ich fühle gar nichts, aber als ich aufblicke, ist da Jeremy und schaut auf den heißen Sand zu meinen Füßen. Drei Tropfen Blut versickern im Boden.

«Josephine?»

«Was? Was willst du?», blaffe ich ihn an.

Er weicht zurück. Ich muss aussehen, als würde ich ihm den Stein gleich an den Kopf werfen. Ich fange an zu lachen, ein böses Lachen, aber Jeremy sagt nichts. Er geht zum Erste-Hilfe-Koffer, der seit einem Zwischenfall mit einem Dosenöffner neben dem großen weißen Van im Sand liegt.

«Warte, ich mach das.»

Widerstandslos lasse ich zu, dass er meine Hand nimmt.

«Der Schnitt ist klein, aber ziemlich tief. Was hast du gemacht?», fragt er.

«Nichts. Es ist nichts.»

Nichts. Ist das so? Und als sich das scharfe angenehme Brennen des Desinfektionsmittels in der Wunde ausbreitet, frage ich mich, was Freya jetzt von mir denken würde – und welche Erinnerungen sie an mich hat. Denkt sie an die Wochenenden, die wir im Haus ihrer Eltern verbracht haben, an den Geruch von Schokolade bei unseren mitternächtlichen Fressorgien in unserem Versteck? Oder an den Urlaub in Cornwall, als sie mir geholfen hat, meinen ersten lockeren Milchzahn mit einem roten Faden von ihrem Lieblingsstrickpulli herauszureißen? Oder erinnert sie sich nur an die Dinge ganz zum Schluss? Die zerstörte Hoffnung, den Verrat und ...

Die Sonne ist so heiß, aber ich fange an zu zittern. Ich teile dem Team mit, dass ich heute früher gehe. Sie sehen besorgt aus. «Mir geht's gut», sage ich und tippe auf meine Uhr. «Ich muss noch den Papierkram fertig machen, ihr wisst schon.» Keiner sagt etwas.

Schließlich weist Jeremy die Truppe an, weiterzugraben.

«Bis später», sage ich. «Wir können zusammen was trinken gehen.»

Mia, die Teamassistentin, blinzelt mich an, die Hand hält sie sich wie ein Basecap über die Augen. Schnell hebe ich meine verwaschene pink-



farbene Tasche auf, stopfe die Überreste meines Mittagessens hinein – ein halbgeessenes Stück Fladenbrot mit einer schwitzigen Scheibe Käse – und verschwinde.

Ich bahne mir einen Weg durch den Staub zurück zur Hauptstraße. Man geht eine halbe Stunde, und ich kann mich kaum auf den Beinen halten, aber irgendwie schaffe ich es, während ich gedanklich Varianten einer E-Mail an Freya formuliere. *Hi, Freya, das ist eine gute Idee. Wäre toll, dich zu sehen ...* Nein, das könnte ich niemals schreiben ... *Freya, es tut mir leid, ich bin sehr beschäftigt und kann mir momentan überhaupt nicht freinehmen ...* Das trifft es schon eher, das ist, was sie von mir erwarten würde. Also sollte ich uns vielleicht – nur vielleicht – beide überraschen. Ich frage mich, was ich ihr sagen würde, wenn ich sie wiedersähe, wie sich mein Leben verändern würde, wenn ich sie wieder hineinließe. Ob wir gemeinsam einen Sinn in alldem erkennen könnten: den bruchstückhaften Erinnerungen, den dunklen Nischen meines Unterbewusstseins. Oder ob ein Wiedersehen alles zerstören würde, was ich mir erarbeitet habe. Alles, was ich ohne sie aus meinem Leben gemacht habe, über viele Jahre geschaffen und erreicht habe. Vielleicht könnten wir Buße tun? Vergebung erlangen? Ich weiß es nicht. Aber wenn ich an Vergebung denke, weiß ich, dass ich sie nicht einfach ignorieren kann und was ich ihr schreiben muss.

Ich laufe los und nehme ein Taxi zu meinem Hotel. «Duwar Al Khamis. Fünfte Straße», sage ich und werfe dem Fahrer zwei Scheine hin. Ich muss an meinen Computer und ihr schreiben, was Sache ist. Damit ihr Gesicht nicht ständig durch meinen Kopf geistert. Und kurz darauf, mit von brennendem Schweiß verfilztem Haar, dem schwachen Ruf eines Muezzins im Ohr und einem kalten türkischen Kaffee an meiner Seite, tippe ich meine Antwort.

## 1996

Es ist Herbst, der Beginn des letzten Schuljahrs in Wendell Abbey. Ein paar von uns stehen draußen und warten darauf, dass es losgeht. Das gotische Gebäude erhebt sich gegen den grauen Himmel, und die Schwere von bald einsetzendem Regen liegt in der Luft. Ich bin froh über die eintönige Umgebung, als ob nichts von mir erwartet würde. Aber natürlich stimmt das nicht. Ich stehe etwas abseits von den anderen Mädchen, die alle erfüllt sind von den Verheißungen des anstehenden Schuljahrs. Ich schaue auf das hohe, schwarz glänzende Eisentor. Viele Leute hupen, wenn sie aus der Stadt kommend am Internat vorbeifahren und Richtung Autobahn beschleunigen. «Geiler Fummel!», rufen sie und machen obszöne Gesten. Während wir warten, kurbelt ein Junge in einem vorbeifahrenden Auto die Scheibe runter und streckt seine wackelnde Zunge durch zwei gespreizte Finger. Ich winke energisch zurück. Der Junge guckt erschrocken und verschwindet wieder im Wagen. Jemand tippt mir leicht auf die Schulter, und ich drehe mich um. Sie ist es, natürlich.

«Hi, Freya. Alles klar?», sage ich.

«Bei *mir* ist alles klar, aber wie geht's dir? Nervös?»

«Nee, nicht wirklich. Ich bin okay», sage ich.

«Gut. Bin froh. Solange Verity nicht ... du weißt schon.»

«Ich weiß», antworte ich. «Das könnte ich echt nicht ertragen.»

«Ich auch nicht. Mach dir keine Sorgen. Es wird nicht passieren. Und selbst wenn ...», sagt Freya. *Selbst wenn*. Ich denke an meine Mutter: das vorne hochtoupierete Haar, sodass sie ein paar Zentimeter größer wirkt als ihre 1,65. Ihr erhobenes Kinn, wenn sie denkt, dass man sie ungerecht behandelt, und die müde hängenden Augenlider. Und der ganze Rest. *Lass diese Gedanken nicht zu. Es wird nicht passieren. Wird es nicht.*

Freya deutet auf einen Schweißtropfen auf meiner Stirn. «Ich weiß, dass alles gut wird», sagt sie. Eine Glocke ertönt, die Sonne kommt heraus, und wir gehen hinein. Über die Frage, wo ich bei der Schulversammlung sitzen sollte, habe ich mir seit einer Woche den Kopf zerbrochen. Die Aula ist riesig. Sie bietet den knapp sechshundert Schüle-

rinnen locker Platz, Reihen um Reihen blau gepolsterter Plastikstühle, eingerahmt von glänzenden, hellen Holzbänken. Wenn ich zu nah an der Bühne sitze, wo sich die Lehrer versammeln, wirke ich erwartungsvoll, bemüht. Sitze ich zu weit hinten, riskiere ich, über einen absichtlich herausgestreckten Fuß zu stolpern. Freya löst mein Problem, wie so oft. Sie packt meinen Arm und schiebt mich in die dritte Reihe von vorn, nah am Mittelgang.

«Hier.» Sie reicht mir ein verblichenes grünes Gesangbuch.

«Danke.» Ich schlage Seite siebenunddreißig auf. Das Klavier setzt ein, Mr. Tredegar spielt. Wir singen «Alle Dinge dieser Welt». Als die letzte Note mit einem Triller verklingt, erhebt sich Mrs. Allen, die Rektorin.

«Guten Tag. Bitte setzt euch.» Sie klatscht fest in die Hände, und das Geräusch hallt durch den Raum und lässt alle verstummen. «Da heute keine Andacht in der Kapelle stattfindet, wollen wir das Vaterunser sprechen.» Wir senken die Köpfe, und ich kann Verity ganz in der Nähe hören, laut und schroff, als würde sie jemanden ausschimpfen.

«... denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.»

«Amen», sprechen wir nach. Ich berühre meine Stirn, Brustbein, linke Schulter, rechte Schulter, mehr eine Gewohnheit als Ausdruck des Glaubens.

«Willkommen zurück. Ich hoffe, ihr alle hattet einen wunderbaren Sommer. Gut. Ich möchte, dass ihr die Neuen an der Schule willkommen heißt, die aus Großbritannien und die aus dem Ausland.» Es folgt träger Applaus; selbst die Lehrer können keine Begeisterung vortäuschen.

«Ich danke euch. Ende nächster Woche wird es eine Feier für die Neuen geben. Die Einzelheiten erfahrt ihr von euren Hausvorsteherinnen. Und nun ... kommen wir zu den Bekanntmachungen. Zuerst möchte ich im Namen der gesamten Schule meinen Dank aussprechen an die zehn ausscheidenden Vertrauensschülerinnen sowie an die Schulsprecherin und ihre Stellvertreterin für die unglaublich harte Arbeit, die sie im vergangenen Jahr geleistet haben. Sie haben unermüdlich daran gearbeitet, die Schule zusammenzuhalten, und ich möchte euch

um einen kräftigen Applaus bitten.» Wir klatschen pflichtschuldig, aber wir wollen alle, dass Mrs. Allen endlich zum Punkt kommt. «Ich werde die Namen der neuen Vertrauensschülerinnen in wenigen Minuten verlesen. Aber vorher habe ich noch ein paar Dinge zu sagen.»

Die üblichen Mitteilungen werden verlesen. Wie viel jede von uns für wohltätige Zwecke eingesammelt hat (*Yes!* Ich habe gewonnen, mein Quiz zur Allgemeinbildung hat 1043 Pfund eingebracht), Neuigkeiten zu geplanten Tanzveranstaltungen mit Jungsschulen, Sarah Maynard wird Kapitänin der Schulmannschaft, was für eine Überraschung. Freya und ich kichern, als Sarah mit gesenktem Kopf zur Bühne geht. «Sie ist so nervig», sagt Freya und klatscht extra laut, um den Sarkasmus zu unterstreichen.

«Als letzten Punkt, bevor wir zu den wichtigen Bekanntmachungen kommen, habe ich noch ein paar Neuigkeiten. Es geht um das diesjährige Anne-Dunne-Stipendium. Wie ihr sicher alle wisst, hat Anne Dunne unsere Schule gegründet. Sie hat dieses Stipendium ins Leben gerufen, um das Beste aus unseren Schülerinnen herauszuholen. Es gibt kein Geld, aber die Auserwählte wird automatisch an Miss Dunes früherem College aufgenommen, Somerville, an der Universität Oxford. Solange sie die erforderlichen akademischen Leistungen vorweisen kann, wie sich von selbst versteht. Wie ihr wisst, war Miss Dunne eine große Verfechterin der Frauenbildung, und Oxford ist hocheifrig, teilzunehmen.»

Ich muss mich nicht umschaun, um zu merken, dass alle mich anstarren, als wäre es schon beschlossene Sache, dass ich es bekomme. Sally Aylsford hat sich zu mir umgedreht und nickt mir komisch und aufmunternd zu. Ich spüre, wie Freya mich aus den Augenwinkeln anschaut.

«Wir haben entschieden, das Stipendium dieses Jahr auf unsere Schwesterschulen auszuweiten – St. Catherine's, St. Margaret's und Lady Goring's. Jede Schule wird ihre drei besten Schülerinnen nominieren, und sie werden ein Bewerbungsgespräch und ein oder zwei Prüfungen zur Allgemeinbildung absolvieren.»

*Auf andere Schulen ausweiten? Wieso?*, denke ich. Sally starrt mich noch immer an, und ich zwingt mich, den Blickkontakt zu meiden. Ich

überschlage schnell in Gedanken, inwieweit das meine Aussichten auf das Stipendium verringern könnte. Und dann ziehe ich in Betracht, dass ich möglicherweise gar nicht nominiert werde. Ich muss lächeln bei dem Gedanken, und Sally richtet sich kerzengerade auf, lächelt zurück und genießt die falsch interpretierte Komplizenschaft.

«Die endgültige Entscheidung, wen wir für das Stipendium nominieren, treffen wir in ein paar Wochen. Noch ist nichts entschieden, also strengt euch bis dahin an. Und nun ... der Moment, auf den ihr alle gewartet habt.» Mrs. Allen räuspert sich. «Ich werde jetzt die Namen der Vertrauensschülerinnen für dieses Jahr verlesen. Bitte kommt nach vorne auf die Bühne, und Mrs. Bevell wird euch eure Abzeichen und Urkunden überreichen.» Freya sieht mich an. «Die Vertrauensschülerin für Clifford House ist ... Mrs. Bevell, würden Sie mir bitte die Liste reichen?» Mrs. Bevell hält sich die Hände an die Wangen. «Oh, Entschuldigung, hier, bitte.»

«Für Clifford House: Emma Jameson.» Die gesamte Schule dreht durch, als Emma aufsteht und auf die Bühne geht. Emma gehört zu den beliebten Mädchen. Die weiteren Namen werden verlesen, und als Freyas Name kommt, stehe ich mit fast der ganzen Schule auf. «Siehst du?», forme ich mit den Lippen. Sie verschränkt die Hände ineinander und grinst.

«Und Josephine Grey, die zur Vertrauensschülerin gekürt wird aufgrund ihrer Gesamtleistungen.» Mrs. Allen winkt mich zu sich. «Komm und stell dich zu den anderen.» Ich gehe den Gang entlang und auf die Bühne, halte den Kopf sehr gerade. Alle klatschen, und meine Füße fühlen sich ganz leicht an.

«Vielen Dank», sage ich. Mrs. Allen drückt meine Hand. Die anderen klopfen mir auf die Schulter, und ich sehe, dass Verity mich anstarrt. Ihre Lippen sind ganz weiß, so fest presst sie den Mund zusammen.

«Gut gemacht, gute Arbeit», sagen die anderen auf der Bühne.

Freya lächelt und stellt sich auf die Zehenspitzen. «Meinst du, wir können gleich eine rauchen gehen?», flüstert sie mir zu. Ich hebe warnend die Augenbrauen und ignoriere sie dann.

«Kommen wir nun zur Schulsprecherin und ihrer Stellvertreterin», sagt Mrs. Allen. Die Luft um mich herum schwillt an, und wieder fühle

ich alle Blicke auf mir. Ich recke das Kinn nach oben und drücke den Rücken durch. Ich starre auf einen kleinen Punkt an der Decke über Mrs. Allens Kopf.

«Wir sind zu einer Entscheidung gekommen. Es war nicht einfach, das könnt ihr mir glauben. Unsere Wahl gründet sich auf akademische Leistungen, Integrität, eine verantwortungsvolle Persönlichkeit», Mrs. Allen lässt ihren Blick durch den Raum schweifen und nimmt ihre Brille ab, «und, vor allem anderen, die Fähigkeit zu führen. Wir haben 582 Schülerinnen hier in Wendell Abbey, dazu über 50 Lehrer, und von den beiden, die wir auserkoren haben, wird erwartet, dass sie moralische und akademische Vorbilder sind für jede einzelne von euch.» Freya hampelt neben mir herum. «Und so ist also die stellvertretende Schulsprecherin in diesem Jahr ...» Sie macht eine Pause. «Es ist ...»

Die ganze Schule guckt abwechselnd zu mir und Verity. Mrs. Allen ist damit beschäftigt, das Abzeichen herauszuholen. «Entschuldigung ... Also: Die stellvertretende Schulsprecherin in diesem Jahr ist ... eine herausragende Führungspersönlichkeit, die eine phantastische Einstellung gezeigt hat, sowohl privat wie auch in der Schule. Sie wird ein starkes Vorbild sein ...» Plötzlich kommt mir in den Sinn, dass sie möglicherweise über mich redet – sie hat keine sportlichen Leistungen erwähnt, die Veritys großer Trumpf sind. Ich wische mir die Hände am Rock ab und zwingt mich zu lächeln. «Wenn du nun bitte hochkommen möchtest, um dein Abzeichen entgegenzunehmen, Applaus bitte für ... Wendells neue stellvertretende Schulsprecherin, Verity Greenslade.» Innerlich schüttelt es mich vor Erleichterung, und ganz langsam atme ich aus. Äußerlich bleibe ich ruhig, klatsche sacht. Verity kommt hinauf, um Mrs. Allens Hand zu schütteln. Sie dreht sich zum Publikum und reckt eine geballte Faust in die Luft. Dann sieht sie zu mir herüber, und ihre Augen lodern vor Wut.

«Vielen Dank, Verity. Ich bin mir sicher, dass du einen phantastischen Job machen wirst.» Mrs. Allen nimmt einen Umschlag von Mrs. Bevell entgegen und öffnet ihn. Das Abzeichen.

«Gut, gut. Weiter zur großen Bekanntgabe. Die Schulsprecherin. Ich weiß, auf diesen Moment habt ihr alle gewartet.» Im Saal wird es still, und Freya stupst mich an, reckt den Daumen auf der Höhe ihres Rocks.

«Verity wird dir niemals vergeben», flüstert sie. Das ist wahr. Wenn ich Schulsprecherin werde, wird sie es mir wahrscheinlich nicht verzeihen. Seit Veritys ältere Schwester Dominique Schulsprecherin wurde und vor drei Jahren nach Oxford gegangen ist, ist Verity wild entschlossen, es ihr nachzumachen.

«Unsere neue Schulsprecherin wurde einstimmig vom Kollegium gewählt. Sie ist eine der erfolgreichsten Schülerinnen, wenn nicht *die* erfolgreichste, seit ich hier unterrichte. Wir sind wirklich stolz auf sie. Sie ist wahrhaft eine Bereicherung für Wendell Abbey, und ich bin hocherfreut, sie zu eurer neuen Schulsprecherin zu küren. Wenn ihr nun bitte einen Riesenapplaus anstimmen würdet für», Mrs. Allen zeigt ein kleines Lächeln, «die wunderbare ... Josephine Grey.»

Fünf Schritte nach vorn. Mrs. Allen pinnt das Abzeichen an meinen Schulpullover, die Lippen konzentriert zusammengepresst. Ich höre das Tosen in meinem Rücken, jenseits der Bühne. Das Gejohle und der Jubel lassen mein Blut rauschen, und Mrs. Allen tätschelt meine Schulter. «Gut gemacht. Ich wusste, dass du es schaffst», flüstert sie. Alle Lehrer haben sich von ihren Plätzen erhoben.

«Danke, Mrs. Allen. Vielen, vielen Dank.»

*Es ist okay*, denke ich. Ich fühle mich, als würde ich gleich vor Erleichterung zusammenklappen. *Ich bin Schulsprecherin. Es ist alles gut.* Ich bin schon einmal Schulsprecherin gewesen, in Mayfield, der kleinen Grundschule am Ende unserer Straße. Meine Mutter war dabei gewesen, als mein Name am Tag des Sportfests verlesen wurde. Alle anderen Mütter waren tadellos gekleidet, und sie, in ihren löchrigen Strumpfhosen, hatte nach Ammoniak und Gott weiß was gerochen und dafür gesorgt, dass alle anderen Abstand hielten. Meine Mutter, mit ihrer trägen, matten Stimme, die mir nicht gratulierte. Nur vor sich hin starrte, bis mein Vater sie wegführte und mir sagte, er würde mich später abholen.

«Schulsprecherin – gut gemacht. Weiter so. Mach weiter so», hatte er geflüstert. Und das habe ich getan. Selbst in den schwierigen Jahren habe ich weitergemacht. Ich musste. Und jetzt nur noch das Anne-Dunne-Stipendium. Anne Dunne, Oxford, und alles ist perfekt.

Mrs. Allen drückt meine Schulter. «Josephine, wir fühlen uns wirklich geehrt, dass du unsere Sprecherin bist. Ich weiß, du wirst mich nicht

enttäuschen. Eine der besten Schülerinnen, die wir jemals hatten. Sehr, sehr gut gemacht.» Ich schließe kurz meine Augen und setze mich dann auf den Stuhl neben sie, links von mir sitzt Verity. Sie beugt sich zu mir rüber und flüstert: «Bravo, Josephine. Schätze, wir werden beide auch für das Stipendium nominiert? Erst der Kampf um das Abzeichen und jetzt ein Kampf um Anne Dunne?» Sie reibt die Hände aneinander und stößt den Atem aus, als würde gleich das Rennen starten. Ich kümmere mich nicht um sie.

Mrs. Allen sucht ihre Unterlagen zusammen und dankt den Schülerinnen und dem Kollegium für ihr Kommen. Zeit, es meinen Eltern zu sagen. Mein Vater arbeitet für den Premierminister, er ist seine rechte Hand, und es ist meist schwer, ihn zu erreichen. Ich benutze das öffentliche Telefon im Hauptgebäude und hinterlasse ihm eine Nachricht bei Sally, seiner Sekretärin. Sie nuschelt ein kurzes «Gut gemacht» und legt auf. Meine Mutter ist unaufmerksam am Telefon. «Gut, gut.» Sie atmet schwer, als wäre sie zum Apparat gelaufen. Ich weiß, dass es nicht mehr als zehn Schritte gewesen sein können. Sie legt auf, als ich gerade von dem Moment erzähle, in dem mein Name aufgerufen wurde. Ein leise klopfendes Geräusch am anderen Ende der Leitung, und dann ist es still. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, und trotzdem fühlt es sich an wie ein Schlag gegen die Kehle. Ich lege den Hörer auf, und Freya steht vor mir. «Bist du okay?»

«Klar. Hab nur meine Mutter angerufen.»

«Oh», sagt sie. «Bist du ... Ich mein, war es ...?»

«Mir geht's gut. Ja. Es war gut», antworte ich. Freya kaut auf ihrer Unterlippe herum, und ich habe keine Kraft, mich weiter über das Thema auszulassen oder ihr zu versichern, dass es mir gutgeht.

«Also, nur weil ich die Einzige bin, die Bescheid weiß», sagt sie, «heißt es nicht, dass du mich damit belastest. Du kannst jederzeit mit mir drüber sprechen. Ja?»

Wieder einmal hat sie genau das Richtige gesagt. Ich lasse mich von ihr mitschleifen, und wir beschließen, rauszugehen. Sie wird rauchen, und ich werde ihr dabei Gesellschaft leisten. Wir tragen uns im Schulbuch aus. «16:30 Uhr, 7. September 1996, Schulsprecherin-Feier. Draußen für eine Stunde, Freya Seymour und Josephine Grey (Schulspreche-



rin! Juhuuu!)), schreibt Freya. «Dieses verdammte Ding liest eh keiner», sagt sie.

«Lieber auf Nummer sicher gehen», erwidere ich, obwohl ich mich jetzt schon unverwundbar fühle mit meinem neuen Abzeichen. Wir zwingen uns durch das Schultor, die Metallstangen drücken hart gegen die Brust. Wir gehen durch die Fußgängerunterführung, die von der Stadt wegführt, und kommen zu einem Parkhaus in einiger Entfernung von der Schule. Es ist heruntergekommen und stinkt nach Pisse. Wir hocken uns neben einen Notausgang.

«Hey, Frey, ich kann nicht mehr in der Schule rauchen. Du weißt das, oder?»

«Ich weiß», antwortet sie. «Ich sollte auch nicht, aber ich schätze, ich habe nicht so viel zu verlieren.»

«Hmm», sage ich und denke an Oxford.

«Oh, und was ist mit dem Stipendium? Bist du aufgeregt?», fragt Freya.

«Warum sollte ich aufgeregt sein?», antworte ich.

Freya weicht einen Schritt zurück und runzelt die Stirn. «Na ja, weil du's bestimmt kriegen wirst. Deshalb. Und dann musst du dich wegen Oxford gar nicht mehr anstrengen.»

Meine Eingeweide ziehen sich zusammen. «Glaubst du?», sage ich in einem möglichst neutralen Tonfall.

«Du etwa nicht?» Freya lacht. Ich antworte nicht, und sie entlässt einen dicken Rauchswall in die Luft. Sie hält mir ihre Zigarette hin. Ich nehme sie nicht.

«Mein Gott. Halt sie für eine Minute. Muss mir nur den Schuh zubinden.» Als sie sich herunterbeugt, nehme ich einen Zug, und Freya guckt zufrieden von ihrem Schuh hoch. «Ein freies Wochenende für den Abschlussjahrgang. Wollen wir Samstagabend ausgehen?», schlägt sie vor. «Und feiern? Ich schätze, es wird die letzte Gelegenheit sein. Bevor wir richtig lernen müssen und so.»

«Ja. Okay. Wir können feiern. Oder die Tatsache bedauern, dass wir bis zum Ende des Jahres keine freie Zeit mehr haben werden. Wo gehen wir hin?»

«Wie wär's mit diesem Club? Du weißt schon, wo wir letztes Mal waren.»

«The Fridge?»

«Ja, genau. Gehen wir dahin?»

«Okay, super. Nur wir beide, wie immer? Wäre schön noch etwas Zeit mit dir zu verbringen, bevor wir unter Büchern begraben sind.»

«Klar, nur wir beide.» Freya bietet mir noch mal ihre Zigarette an.

«Nein. Komm jetzt, lass uns gehen.» Ich setze mich in Bewegung. Wir gehen zurück zur Schule, nehmen den langen Weg über die Lacrossefelder und am Wald entlang. Wir haben unsere Schulpullis ausgezogen, damit niemand den Rauch riechen kann, und als wir ankommen, ist uns kalt, und unsere Kleidung ist feucht. Wir gehen zu meinem Schlafsaal, wo wir unsere Uniformen gegen normale Klamotten tauschen. Freya leiht sich ein paar von meinen Sachen, und am Ende tragen wir beide lange Röcke, Doc Martens und weiße T-Shirts. Wir können nicht ungestört sprechen. Ein Mädchen, wahrscheinlich eine Neue, weint auf dem Bett neben meinem. Ihr Koffer ist immer noch voll, obwohl ihre Pinnwand schon zugehängt ist mit Familienfotos und Postern von Männern mit langen Haaren und Gitarren.

«Alles klar?», ruft Freya ihr zu.

«Alles gut. Es ist nur ... meine Eltern sind gerade weggefahren.»

«Ah», sagt Freya. «Es wird besser, keine Angst. Versprochen. Guck uns an, wir sind immer noch hier.» Sie lacht, nicht unfreundlich, und zieht die oberste Schublade meines Nachtschränkchens auf. Sie nimmt mein Acqua Di Giò heraus und besprüht uns beide. «Nur damit du auch gut riechst.» Sie schaut sich um. Noch zwei Spritzer, dann ist sie zufrieden. «So. Das wird reichen.»

Mrs. Kitts, unsere Hausvorsteherin, klopft an die Tür und kommt rein, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich stopfe unsere Pullis unters Bett und öffne das Fenster.

«Puh. Warm hier drin», sagt Freya kichernd. *Halt die Klappe, Freya, denke ich.*

«Ja, es ist ziemlich stickig, oder? Ah, Josephine. Unsere neue Schulsprecherin», sagt Mrs. Kitts und faltet ihre Hände wie zum Gebet. «Und unsere wunderbare Vertrauensschülerin ist auch da. Beide aus diesem

Haus. Ich bin sehr stolz, eure Hausvorsteherin zu sein.» Sie sieht Freya mit glänzenden Augen an. Ich bin immer wieder überrascht, wie viel dünner Mrs. Kitts aus der Nähe aussieht. Ihr Schlüsselbein sticht unter ihrer cremefarbenen Seidenbluse hervor.

«Gut, Mädchen, gleich findet eine Hausversammlung statt. Extra für euch beide. Glückwunsch», sagt sie und nickt mir zu. «Und Eleanor? Wenn du reden möchtest oder traurig bist, dann komm zu mir oder einem der Mädchen. Wurde dir schon eine Hauspatin zugeteilt?»

Eleanor putzt sich die Nase. «Ja. Ich treffe sie später, damit sie mir alles zeigen kann.»

«Wunderbar», sagt Mrs. Kitts.

«Okay. Soll ich die Glocke in etwa einer halben Stunde läuten?», frage ich und gucke auf meine Uhr.

«Das wäre perfekt. Freya, kommst du mit, dann können wir deinen Immatrikulationsantrag durchgehen.» Mrs. Kitts streckt eine Hand aus und zieht sie dann wieder zurück. Freya sieht mich an, und ich nicke ihr zu, dass sie ruhig gehen soll. Ich sage nichts mehr, als sie beide den Raum verlassen. Ich sitze auf meinem Bett und nehme die vergangenen Stunden in mich auf, erlebe noch einmal den Moment, als Mrs. Allen meinen Namen vorliest. *Josephine Grey. Schulsprecherin. Josephine Grey.* Die Worte kreisen in meinem Kopf.

Nach der Hausversammlung ruft mich Mrs. Kitts zu sich, um mir mitzuteilen, dass Mrs. Allen mich vor dem Abendessen sprechen will. «Nur, um dir noch einmal zu gratulieren und anstehende Termine zu besprechen», sagt sie. «Nur du und Verity.»

Ich renne zur Dusche, schrubbe alle denkbaren Rückstände von Rauch ab und ziehe mich noch mal um. Es sind zehn Minuten vom Haus zu Mrs. Allens Büro, und ich laufe so schnell ich kann über die taunasse Wiese und den Hof der Kapelle. Verity wartet bereits im Vorzimmer und wirkt ganz ruhig. Sie hält es nicht mal für nötig, mich anzusehen, als ich mich auf die Holzbank neben der Standuhr setze. Mrs. Allen öffnet nach ein paar Minuten die Tür und bittet uns hinein.

«Josephine, wo möchtest du sitzen?», fragt Verity. Sie macht beinahe einen Knicks, während sie Mrs. Allen anlächelt.

«Ich sitze hier», sage ich und lasse mich in einen großen pinkfarbenen Polsterstuhl sinken. Sie zieht sich einen Holzstuhl heran.

«Gut gemacht. Das habt ihr beide wirklich ganz toll gemacht. Wie fühlt ihr euch?»

«Ich fühle mich großartig. Danke, Mrs. Allen. Und Josephine, noch mal herzlichen Glückwunsch, du siehst aus, als würdest du dich auch großartig fühlen!» Verity beugt sich herüber und rubbelt über meinen Arm.

«Ich fühle mich gut. Danke. Danke, dass Sie Ihr Vertrauen in uns setzen», sage ich.

«Nun, ihr habt es beide verdient. Gut. Noch ein paar Dinge, bevor ihr zum Abendessen geht. Die diesjährige Schulzeitung. Josephine. Du wirst die Herausgeberin sein, so ist es Tradition. Verity, möchtest du dich beteiligen?»

Verity nickt und macht eine große Show daraus, ihr Notizbuch hervorzuholen und in schwungvoller Schrift die Worte *Die Lupe* zu notieren.

«Das Budget fällt in diesem Jahr etwas höher aus», sagt Mrs. Allen. «Ich gehe die Kosten in den nächsten Tagen mit dir durch, Josephine. Wir bringen *Die Lupe* wie üblich rechtzeitig zu den Weihnachtsferien heraus, und wie du weißt, ist dieses Trimester besonders vollgepackt, daher wäre es gut, die Sache anzugehen, bevor du mit anderen Dingen überhäuft wirst. Ist das in Ordnung für dich?»

«Ja. Danke», sage ich.

«Ist eigentlich schon entschieden, wer für das Stipendium nominiert wird?», fragt Verity. *Ich*, denke ich.

«Nein», sagt Mrs. Allen bestimmt.

«Natürlich. Entschuldigung, tut mir leid. Habe mich nur gefragt.» Verity blickt wieder in ihr Notizbuch.

«In Ordnung, ihr Lieben, ich glaube, das war alles. Noch mal herzlichen Glückwunsch. Jetzt habt ihr erst einmal euer freies Wochenende. Ich schlage vor, ihr macht eine wohlverdiente Pause, bevor es richtig losgeht.»

«Danke, Mrs. Allen», sagt Verity. «Gut. Es ist sechs Uhr. Jo, vielleicht ein bisschen früh, aber wollen wir zusammen zum Abendessen gehen?» Verity hält mir ihren Arm hin, damit ich mich einhake.

«Danke, Mrs. Allen», sage ich. «Das ist eine reizende Idee, Verity.»

Mrs. Allen öffnet die schwere Eichentür, und Verity und ich verlassen ihr Büro, gehen ohne ein Wort über den leeren Korridor und halten nur kurz am Schwarzen Brett. Es gibt nichts Neues, abgesehen von Fotos der neuen Mädchen, reihenweise hoffnungsvoll leuchtende Gesichter.

Und dann, als wir endlich in den Speisesaal kommen, gehen wir getrennter Wege, ohne uns noch einmal umzudrehen.

Als das Wochenende bevorsteht, bin ich völlig erledigt. Am Ende des Schultags bin ich auf dem Fußboden neben meinem Schreibtisch eingeschlafen, inmitten von Stapeln von Schulbüchern voll mit Hunderten Post-its, die überall hervorsprießen wie gelbe Zähne. Und dann wird es mir wieder bewusst. Ich bin Schulsprecherin! Und während ich auf das Abzeichen hinabsehe, das verheißungsvoll im Licht glitzert, freue ich mich darauf, wie Freya und ich das feiern werden. Nur wir beide. Unsere letzte unbeschwerte Nacht. Es muss wild werden. Schließlich ist es unsere letzte Nacht in Freiheit, bevor meine Zukunft beginnt.

## 2014

Es ist neun Tage her, dass ich Freya geantwortet habe. Die ersten zwei Tage habe ich allein verbracht, kaum in der Lage, mit jemandem zu sprechen, dankbar, dass Wochenende war. Die anderen waren weggefahren, sonnten sich auf der Dachterrasse eines Fünf-Sterne-Hotels, während ich in der flirrenden Hitze zurückblieb. Ich machte weiter mit der Arbeit, legte nur ab und zu eine Pause ein, um mir eine Flasche warmes Wasser über den Kopf zu schütten und eine Handvoll Erdnüsse zu essen – meine einzige Nahrung seit Freyas Mail.

Bevor ich die Antwort abschicken konnte, hatte ich stundenlang zusammengekrümmt auf dem Bett gesessen, den Text verfasst, verworfen und neu formuliert. Eine Woge der Erinnerung hatte mich ergriffen, während ich tippte: Mrs. Allens Brille, die auf dem Ansatz ihres Busens ruhte, während sie die Bekanntmachungen verlas, und wie es sich anfühlte, als ich erfuhr, dass ich Schulsprecherin war; das plötzliche Gefühl der Stärke, das mir dieses kleine rote Abzeichen verlieh. Es ließ mich größer werden, ich streckte mich hinauf zur cremefarbenen Decke der Aula. Kleine Details tauchten ungewollt auf – der Rock, den Freya in dieser schicksalhaften Nacht trug, Jeansstoff mit kleinen Schädeln und gekreuzten Knochen am Bündchen, das Resultat einer stundenlangen Verschönerungsaktion mit Hilfe einer Bastelschere und etwas Klebe. Ich fand ihn am nächsten Tag zusammengeknüllt im Abfalleimer und behielt ihn. Nie habe ich einer Menschenseele davon erzählt.

Liebe Freya, hatte ich geschrieben (einfach nur «Freya» hätte zu passiv-aggressiv geklungen, «Hi, Freya» zu gekünstelt). Ich hoffe, es geht dir gut. Die Zeit ist so schnell vergangen. Danke für deine Mail. Es tut mir leid, ich kann dich nicht treffen. Ich habe im Moment extrem viel Arbeit, und ich werde wahrscheinlich bald wieder von hier weggehen, und ich weiß noch nicht, wo ich dann sein werde. Ich wünsche dir alles erdenklich Gute.

Ich hatte über drei Stunden überlegt, wie ich enden sollte, bis sich mein Kopf anfühlte, als hätte jemand dagegengetreten.

Liebe Grüße

J.

Abschicken. Gesendet.

Und seitdem: nichts. Ich habe mich gezwungen, nicht permanent auf Aktualisieren zu klicken, und fragte mich, ob sie ein Spiel mit mir trieb. *Miststück*, denke ich, dann verfluche ich mich dafür, dass ich mich überhaupt darauf eingelassen habe. *Du hast es so gewollt*, sage ich mir selbst. Während der Arbeit lege ich dauernd mein Werkzeug weg, um mein Handy zu checken. Aktualisiere meine E-Mails. Alle kriegen es mit, und ich höre, wie Mia Jeremy fragt, ob mit mir alles in Ordnung ist. «Mir geht's gut», rufe ich dazwischen.

Neun Tage, und ich habe mein Zimmer nur verlassen, um zur Arbeit und zweimal kurz zum Supermarkt zu gehen und den Vorrat für meine Lunchpakete aufzustocken. Am zehnten Abend stehen meine Kollegen vor der Tür.

«Kommst du mit, was trinken?», fragen sie und blinzeln nervös.

«Nein, lieber nicht. Aber danke trotzdem.»

«Sicher?»

Ich nicke, und seitdem hat mich keiner mehr behelligt. Entgegen meinen guten Vorsätzen checke ich meine E-Mails. Toby schreibt mir, dass er mich auf dem Rückweg aus dem Irak besuchen wird.

Josephine, Josephine. Ich schaue in Amman vorbei, vor allem, um dich zu sehen, aber auch für eine Story über syrische Flüchtlinge. Gehst du mit mir essen? Ich habe ein paar interessante Geschichten auf Lager. Es haben sich noch andere Dinge ergeben, es wäre also gut, sich mal zu unterhalten. Komme übermorgen an. Könnte um sieben bei dir sein, frühestens. Herzlichst, T.

Toby hat immer interessante Geschichten auf Lager. Ich bin eine begeisterte Abnehmerin seiner Storys aus den Kriegsgebieten; Blut, Eingeweide, Gefechte, er hat schon alles gesehen, und aus irgendeinem Grund kommt er immer wieder zu mir zurück, der langweiligen Josephine, die seit zehn Jahren nur in Staub und Dreck wühlt. Ich frage mich, ob er

mich wie sonst auch ablenken kann, und ich bin gespannt, was die anderen Dinge sind, über die er mit mir sprechen will – Toby ist immer für eine Überraschung gut.

T., liebend gern. Ich warte bei einem Whisky-Soda in der Bar vom Hotel Mamounia, wenn du ankommst. Flakwesten sind nicht erlaubt. J.

Abschicken.

Aktualisieren.

Keine Nachricht von Freya. Hör auf nachzugucken, sage ich mir selbst. Und frage mich wieder, ob das alles nur ein dämliches Spielchen ist. Ob sie das nur tut, um mich zu quälen.

Ich genehmige mir ein Ginger Beer aus der Minibar. Anschließend nehme ich mir aus der Reihe der kleinen Flaschen einen Wodka. Ich gieße ihn in einen Plastikbecher, und im Handumdrehen ist er weg. Beherzt gönne ich mir noch einen. Es folgt ein Glas kalter Weißwein, dann setze ich mich hin und starre auf meinen Laptop. Ich will sie gar nicht wiedersehen. Aber warum hat sie nicht zurückgeschrieben? Ich sollte froh sein. Aber sie wird doch nicht so einfach aufgegeben haben, oder? Bevor ich darüber nachdenken kann, fliegen meine Finger über die Tastatur in einer Mischung aus Panik und Trotz.

Freya, ich hoffe, meine Mail hat dich erreicht. Die Verbindung ist hier manchmal wackelig, besonders wenn ich draußen bei einer Grabung bin. Ich hoffe, du verstehst, dass wir uns nicht treffen können. Ich hoffe sehr, dass es dir gutgeht. Josephine.

Abschicken. Hektisch drücke ich auf Abbrechen. Zu spät. Die Nachricht ist weg. Ich bin erleichtert, dass ich es habe geschehen lassen. Es nicht mehr in der Hand zu haben fühlt sich gut an. Aber dann setzt die Panik richtig ein, und ich fange an zu zittern. *Fuck*, denke ich. *Was habe ich getan?* Ich fühle mich wie am dem Abend, als ich Toby kennengelernt, ihn ausgefragt und ihm dann in dieser Bar mit dem klebrigen Fußboden meine Londoner Telefonnummer auf den Handrücken gekritzelt habe.



«Es ist okay, sich verletztlich zu fühlen», murme ich. *Nein*, denke ich. *Ist es nicht*.

Es klopft an der Tür. Jeremy. Er ist zwanzig, frisch von der Schule und scheint nicht viel Aufhebens zu machen um sein gutes Aussehen.

«Wollte nur gucken, ob's dir gutgeht. Wir haben seit einer Ewigkeit nichts von dir gehört.» Er lächelt mich an.

«Mir geht's großartig.»

«Gut. Was machst du?» Er kommt ins Zimmer, und ich klappe meinen Laptop zu.

«Nichts, ich surfe nur herum.» Verzweifelt versuche ich die E-Mail zu vergessen, die ich gerade abgeschickt habe.

«Komm, lass uns runtergehen und was trinken.» Ich will schon den Kopf schütteln, aber Jeremy hebt die Hände. «Keine Widerrede. Die Entscheidung ist gefallen. Du warst lange genug allein hier oben.»

Geschlagen lasse ich die Schultern sinken. «Okay», sage ich, bevor ich weiter darüber nachdenken kann, schnappe mir mein verkratztes Lederportemonnaie und den Seidenschal, den ich auf einem Markt in der Stadt gekauft habe, und wir verlassen das Zimmer. Es gibt kein Netz an der Bar, und ich gehe dreimal an diesem Abend hoch in mein Zimmer, um die Mails zu checken. Nichts. Jeremy stellt mir einen Tequila nach dem anderen hin, und ich kippe sie alle herunter. Meine Kollegen haben mich höchstens mal einen Schluck Wein trinken sehen und feuern mich an. Anfangs lacht Jeremy noch, dann sieht er besorgt aus. «Josephine», sagt er, «ich denke, wir bringen dich besser ins Bett.»

«Wenigstens einer kümmert sich!», rufe ich. Jeremy schleift mich zur Treppe, und ich höre, wie Mia uns hinterherpfeift.

Ich drehe mich zu ihr um. «Machst du das bei jedem, mit dem du zum ersten Mal was trinken gehst?», frage ich sie.

«Nein, ich war nur überrascht, dich mal draußen zu sehen, und wollte ...»

Ich stütze mich auf dem dunklen Holztisch ab. Mia legt ihre Hand neben meinen Arm.

«Was wolltest du?» Obwohl ich betrunken bin, nehme ich den scharfen Tonfall in meiner Stimme wahr.

«Nichts, nichts. Wir wollten uns nur amüsieren, das ist alles.» Sie weicht einen Schritt zurück.

«Komm schon», sagt Jeremy. Er schaut zu Mia. «Du gehst auch bald schlafen, okay?»

Als ich aufwache, ist es fünf Uhr morgens, und mir ist schlecht. Meine Hand klopft auf die andere Betthälfte. Leer. *Gott sei Dank*. Toby und ich haben keine Regeln aufgestellt, aber über einen Praktikanten, der fünfzehn Jahre jünger ist als ich, könnte er sich ärgern. Ich erinnere mich an fast nichts, abgesehen von Mias Gesichtsausdruck, als Jeremy mich hochgebracht hat. Hier und da ein paar aufblitzende Momente – Mia und Jack, die auf der Terrasse tanzen, während ich eine Shisha mit Apfelfeschmack rauche und Rotwein trinke. Rotwein? Nach dem weißen und Tequila? *Warum?*, denke ich und stehe auf, um mich zu übergeben. Das einzig Gute ist, dass ich einen ganzen Tag lang zu fertig bin, um an Freya zu denken. Ich verspüre ein generelles Unwohlsein, aber es ist fast beruhigend. Ein Mittel gegen die deutliche Vorstellung ihres Gesichts, das mich seit ihrer E-Mail fast ununterbrochen verhöhnt.

«War lustig gestern Nacht.» Mia zwinkert mir zu, als sie zu spät zur Arbeit kommt. Ich habe darauf geachtet, vor allen anderen dort zu sein. Ich antworte nicht. Mache einfach weiter mit arbeiten. Schwitzen und arbeiten.

Am nächsten Tag, an dem Toby kommt, habe ich immer noch einen Kater. Ich danke der Sonne, dass sie meine Wangen rosiger erscheinen lässt, und natürlich dem Duty-Free-Shop für die Mascara. Ich tupfe etwa drei Jahre alten Concealer unter meine Augen, drücke die trockenen Klümpchen in die Haut. Ich sehe damit so verhärmt aus, dass ich ihn wieder abreibe. Freya hat noch immer nicht geantwortet. Ich nehme mir vor, den Abend mit Toby zu genießen. Ich lasse mein Handy auf dem Zimmer und hoffe, dass sich Toby daran erinnert, wo wir uns treffen wollen. Heimlich schleiche ich die Treppe hinunter und fühle eine merkwürdige Kombination aus Frische und Erschöpfung. Ich trage die Sachen, die er am liebsten an mir mag: meine blassblauen Jeans, Flip-Flops und ein weißes, tailliertes T-Shirt.

«Ich liebe dich in diesem Outfit», hatte er bei unserem letzten Treffen gesagt. «Schlicht. Es bringt deine Schönheit zur Geltung.»

Ich hatte gepustet, als er das sagte. Es war das einzige Mal, dass ich von ihm das «Wort mit L» gehört habe. Ich habe einen winzigen Hauch Jasminduft aufgelegt und das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Vor ein paar Monaten habe ich mir einen Pony geschnitten, und die Überreste hängen mir immer noch in die Augen. Ich setze mich an einen Tisch auf der Terrasse und bestelle zwei Whisky, einen doppelten für ihn und einen einfachen für mich. Keine Ahnung, warum – ich hasse Whisky. Ich nehme einen kleinen Schluck. Es ist Viertel vor acht, als ich mich frage, ob ich mich an der Rezeption erkundigen sollte, ob seine Maschine pünktlich ist. Ich gebe ihm noch fünfzehn Minuten. Dann ist es acht Uhr, und ich signalisiere dem Kellner, dass er mir mehr Nüsse bringen soll. Er macht eine kleine Verbeugung, als ich auf die Schale deute. Jeremy, Jack und Mia sitzen drinnen an einem Tisch und trinken anscheinend Margaritas. Jeremy guckt die ganze Zeit herüber, und ich tue so, als würde ich das Pärchen am Nachbartisch beobachten. Halb neun. Schließlich kommt Jeremy heraus.

«Ich weiß, dass du auf jemanden wartest, aber willst du dich nicht zu uns setzen?» Seine Daumen sind in seine Jeans eingehakt. «Na, was ist?»

Ich lächle wenig überzeugend. «Vielen Dank, aber ich bleibe hier. Ich genieße die frische Luft. Trotzdem danke. Wir kommen vielleicht später dazu. Wann auch immer er da ist.» Dieser Wink sollte reichen. Er hebt eine Augenbraue.

«Alles klar. Also, wir sind gleich da drüben, wenn du Lust hast.» Er geht wieder rein.

Scheiß drauf. Ich trinke auch Tobys Whisky. Das Glas ist halb leer, als ich ihn sehe. Er trägt schwere, schwarze, dreckverkrustete Stiefel. Seine Jeans schlägt Falten am Bund, wo er den Gürtel fest zugezogen und das schwarze T-Shirt hineingesteckt hat. Sein Presseausweis baumelt noch um seinen Hals, sein Gesicht ist ausdruckslos und das braune Haar verstrubbelt. Er trägt die schwarze Reisetasche, in der die immer gleichen paar Dinge sind: ein Laptop, Boxershorts, die einfache grüne Zahnbürste, die er immer benutzt, ein Exemplar von «Der große Gats-

by» und sein Talisman – ein kleiner Teddybär, den er von einem irakischen Waisenkind bekommen hat.

«Das war ja klar», sage ich immer und lache, wenn ich ihn heraushole, obwohl ich mich jedes Mal über seinen vertrauten Anblick freue. Und obwohl er zu spät ist, will ich ihm das erzählen, aber als er sich hinsetzt, sieht er besorgt aus. Sein unrasierter Look ist schon jenseits des Klischees eines Kriegsreporters, und er hat graue Flecken im Gesicht. «Whisky.» Er zeigt auf mein Glas und formt ein «noch einen» mit den Lippen in Richtung Bedienung, die hinter der Bar herumwuselt.

«J. Es tut mir so leid.»

«Ist schon okay. Es macht nichts. Ich wusste, du würdest kommen.» Ich überspiele meine Anspannung mit einem gekünstelten Lachen.

«Nein. Wirklich. Es tut mir leid.» Sein Kinn ruht in seinen Händen, und er rubbelt an einem unsichtbaren Fleck auf seiner linken Wange.

Mein Magen fühlt sich an, als würde er sich mit Helium füllen. «Was ist passiert?»

«Ich bin in Schwierigkeiten.»

«Schwierigkeiten? Was meinst du?» Bilder von Kalaschnikows, Bomben, Enthauptungen, diversen Bedrohungsszenarien flitzen durch meinen Kopf. Meine Muskeln spannen sich an. Die Angst produziert standardmäßig die Vorstellung von Freyas Gesicht.

«Ich werde Vater.»

Absurderweise ist mein erster Gedanke, aufzuspringen und ihn zu beglückwünschen.

«Du wirst Vater?», wiederhole ich.

«Ja. Es tut mir leid, J ... Wirklich, es tut mir leid. Sie heißt Anna. Ich habe sie letztes Jahr in Syrien kennengelernt. Wir haben zusammen im Irak gearbeitet. Sie ist Fotografin.»

Ich schnaube unwillkürlich.

«Ich weiß, ich weiß. Typisch.» Er kippt seinen Whisky herunter und legt seine Hand auf meine.

«Bevormunde mich nicht, Arschloch», sage ich in heiterem Tonfall. Ich nehme Momente der Stille an Mias und Jeremys Tisch wahr, in denen sie an ihren Drinks vorbei interessierte Blicke herüberwerfen.

«Nein. Es tut mir wirklich leid. Du und ich ... es ist eine komische Art von Beziehung ...»

«Ja, ja, ich weiß. Wir sind nicht *zusammen* zusammen.»

«Ich weiß, aber das macht es nicht besser. Ich hätte es dir sagen müssen. Du verdienst jemand Besseres als mich.»

Warum passiert das unmittelbar, nachdem Freya sich gemeldet hat? Hat sie eine Welle von schrägen Ereignissen losgetreten? Mach dich nicht lächerlich, sage ich mir. Sie hat nicht diese Macht über mich. *Oh doch, die hat sie.* Oder eher die Erinnerung an sie. Und dann denke ich an meine Mutter, das Geräusch ihres Feuerzeugs, die Verlorenheit ihres Blicks.

«Was hättest du mir sagen müssen? Dass du eine andere vögelst? Nicht nötig, mein Lieber.» Ich versuche meine Wut zu unterdrücken. Ich möchte ihm meinen Drink an den Kopf knallen und ihm die Augen auskratzen. Ich habe das Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen.

Toby rutscht näher an mich heran, betrachtet mein Gesicht, meine Augen, als hätte er mich vorher nicht gesehen. «Josephine? Josephine, bist du okay? Du zitterst.» Er beugt sich zu mir, nimmt meine Hände. Er streicht über das Pflaster auf meiner Hand. «Was ist passiert?»

«Mir ist kalt. Und das ist nichts. Nur ein Schnitt. Versuch nicht abzulenken», warne ich ihn.

«Sorry.»

«Wie alt?»

«Fünfundzwanzig.»

Ich stelle sie mir vor, jung, lässig und braungebrannt. Sie hat bestimmt Modelmaße, braucht kein Make-up oder faltenreduzierende Feuchtigkeitscreme. Ich denke daran, wie viel Zeit ich in der sengenden Sonne verbringe. Und dann, plötzlich, aus dem Nichts heraus, wünsche ich mir nichts mehr, als mit Freya zu sprechen. *Sie wüsste, was zu tun wäre*, denke ich. *Reiß dich zusammen, Josephine. Reiß dich zusammen. Sonst könntest du ...*

«Wie war es sonst so? Gibt es noch andere interessante Neuigkeiten?», sage ich.

«J ... bist du okay? Du wirkst ... Du siehst dünn aus. Richtig dünn. Ist irgendwas passiert?»

«Nein, Unsinn, was sollte denn passiert sein?» Ich nehme seine Hand und stelle mir vor, ein kleines Cocktailschirmchen hineinzustechen. «Mach dir keine Sorgen. Wir haben uns nie versprochen, treu zu sein. Wir haben uns nie als Paar bezeichnet. Also ist alles gut.»

«Okay.» Es freut mich, dass er verletzt aussieht.

«Also los, erzähl mir von deinem letzten Auftrag.»

«Hm ... Bist du sicher?»

«Ich bin sicher.»

Und in den nächsten drei Stunden redet er, bis eine mitternächliche Brise aufkommt und ich über die aufgestellten Härchen auf meinen Armen reibe. Ich will nach dem Baby fragen. Ich will wissen, ob Toby Teil seines Lebens sein wird. Ich will wissen, ob er das kleine Wesen in seinen Armen halten wird und es an seinem Finger nuckeln lässt, ob er seine Windeln wechseln und es lieben und betrachten wird, wie seine kleine Brust sich hebt und senkt. Aber ich tue es nicht. Stattdessen frage ich nach Kalaschnikows und Bomben und Enthauptungen und denke dabei an Freya. Ich wünschte, ich könnte Toby einweihen und ihn fragen, was ich tun soll. Wünschte, er könnte mir helfen. Aber ich weiß, wenn wir heute Nacht zu Bett gehen, werden wir über das reden, worüber wir immer reden: nämlich gar nichts. Ausziehen, Gesicht waschen, Zähneputzen. Er wird eine Bemerkung über mein Schlafshirt machen, und ich werde lächeln, und seine Hände werden über meinen Körper gleiten, und er wird mich mit diesem wissenden Blick ansehen, der mir ein beruhigendes, aber auch ein bisschen mulmiges Gefühl gibt, und ich lasse zu, dass er mich umdreht, und er wird für gute fünf Minuten loslegen, und ich werde ein bisschen seufzen und stöhnen, und es wird genau so sein wie immer, nur dass sich die Leere dieses Mal noch bodenloser anfühlen wird. Unübertrefflich bodenlos.

[...]